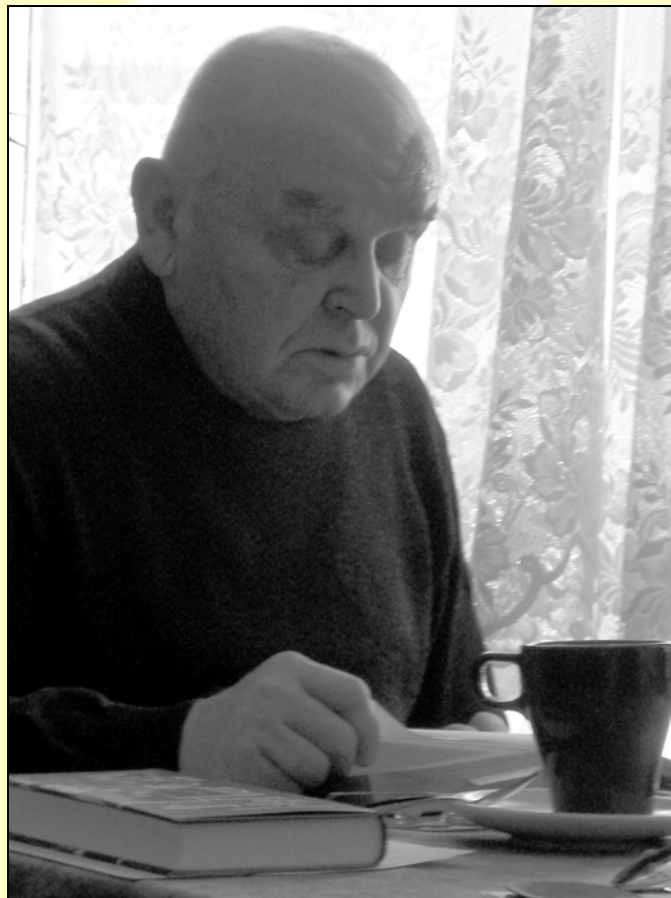




Buchlesung mit Günter Görlich “Keine Anzeige in der Zeitung”



Arbeitsmaterial

Zusammenstellung von
Egon Höcker, Mai 2008

Herausgeber: Selbstverlag Egon Höcker

1. Auflage

Redaktionsschluss: 28. Dezember 2008

Redaktionelle Textüberarbeitung Lydia Berlin

Umschlag: Foto von Egon Höcker

Die Schrift ist einschließlich aller ihrer Teile urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen jeder Art oder Einspeicherungen in elektronische Systeme sind ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.

Vita¹

Günter Görlich ist der Sohn eines Reichsbahnangestellten. Er wuchs bei den Großeltern auf, besuchte die Mittelschule und nahm ab 1944 als Flakhelfer am Zweiten Weltkrieg teil. 1945 geriet er in sowjetische Kriegsgefangenschaft, während der er in Lagern und einem Steinkohlenbergwerk im nördlichen Ural Zwangsarbeit leistete. Er wurde 1949 nach Ost-Berlin entlassen; dort war er als Bauarbeiter und ab 1950 als Volkspolizist tätig. 1951 absolvierte er ein Pädagogikstudium und arbeitete anschließend als Erzieher in einem Jugendwerkhof und von 1953 bis 1958 in einem Lehrkombinat in Ludwigsfelde.

Nachdem er bereits seit Anfang der Fünfzigerjahre kleinere erzählerische Arbeiten veröffentlicht hatte, studierte er von 1958 bis 1961 am Literaturinstitut "Johannes R. Becher" in Leipzig. Von 1962 bis 1963 war er Sekretär des Schriftstellerverbandes der DDR. Ab 1964 lebte er als freier Schriftsteller in Ost-Berlin, wo er auch von 1969 bis 1989 den Bezirksverband Berlin des Schriftstellerverbandes der DDR leitete.

Görlich gehörte seit 1955 der SED an; er war von 1963 bis 1967 Mitglied des Zentralrates der FDJ und der Jugendkommission beim Zentralkomitee der SED und von 1974 bis 1989 Mitglied der Bezirksleitung Berlin der SED. 1976 wurde er Kandidat des Zentralkomitees der SED, von 1981 bis 1989 war er Vollmitglied dieses Gremiums. In den Sechziger- und Siebzigerjahren wurde er vom Ministerium für Staatssicherheit der DDR als Inoffizieller Mitarbeiter geführt, der vor allem auf Mitglieder des Schriftstellerverbandes angesetzt war.

Günter Görlich ist ein zu DDR-Zeiten erfolgreicher Verfasser von Büchern mit einer Tendenz zu Unterhaltungsliteratur. Sein Werk besteht aus Romanen, Jugendbüchern sowie Drehbüchern zu Fernsehspielen. Seit der Wende veröffentlicht er vorwiegend Kinder- und Jugendbücher.

Günter Görlich war seit 1956 Mitglied des Schriftstellerverbandes der DDR und seit 1983 der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik. Er erhielt u.a. 1966 und 1973 den Kunstpreis des FDGB, 1971 einen Nationalpreis 2. Klasse, 1974 den Ehrentitel "Held der Arbeit", 1978 einen Nationalpreis 1. Klasse, 1979 die Johannes-R.-Becher-Medaille in Gold sowie 1985 den Vaterländischen Verdienstorden in Gold und den Goethepreis der Stadt Berlin.

Werke

- Der schwarze Peter, Berlin 1958
- Die Ehrgeizigen, Berlin 1959
- Das Liebste und das Sterben, Berlin 1963
- Unbequeme Liebe, Berlin 1965
- Der Fremde aus der Albertstraße, Berlin 1966
- Autopanne, Berlin 1967
- Eine Sommergeschichte, Berlin 1969
- Der verschwundene Schiffskompaß, Berlin 1969
- Den Wolken ein Stück näher, Berlin 1971
- Vater ist mein bester Freund, Berlin 1972 (zusammen mit Konrad Golz)

¹ Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%BCnter_G%C3%B6rlich

- Heimkehr in ein fremdes Land, Berlin 1974
- Der blaue Helm, Berlin 1976
- Eine Anzeige in der Zeitung, Berlin 1978
- Das Mädchen und der Junge, Berlin 1981
- Die Chance des Mannes, Berlin 1982
- Der unbekannte Großvater, Berlin 1984
- Drei Wohnungen, Berlin 1988
- Omas neuer Opa, Würzburg 1991
- Die verfluchte Judenstraße, Berlin 1992
- Tom und Franziska, Berlin 1993
- Der verrückte Onkel Willi, Schwedt/Oder 1994
- Ein Anruf mit Folgen, Berlin 1995
- Die Nacht davor, Berlin 1995
- Keine Ferien für Jonas, Leipzig 1996 (zusammen mit Günter Wongel)
- Keine Anzeige in der Zeitung, Berlin 1999
- Timmy und Peggy und die Fahrradbande, Kückenshagen 1999
- Das fremde Mädchen, Kückenshagen 2003



Bibliographie

Keine Anzeige in der Zeitung. Erinnerungen

Edition reither von Günter Görlich (1999)

Verlag: Dietz Verlag Berlin

ISBN: 978-3-320-01964-8

Einband: Gebunden

1978 erschien Günter Görlichs Roman „Eine Anzeige in der Zeitung“: Der Freitod des unkonventionellen Lehrers Manfred Just, zu Lebzeiten geliebt und befehdet, erregte die Leser. Der Lehrer scheiterte an sich und dem System, fürchtete sich vor den Fesseln einer neuen Liebe, verlor den Kampf gegen die Krankheit. Görlichs eigene, durchaus nicht heile Welt brach 1989 zusammen. Der schmerzhaft empfundene Bruch hatte KEINE ANZEIGE IN DER ZEITUNG zur Folge, sondern bis heute stattfindende, wohl nie abgeschlossene Auseinandersetzung mit sich, seiner Haltung, seiner unerschütterlichen Treue zu seinen Idealen. In seiner Autobiographie unternimmt der Autor den Versuch einer kritischen Bilanz: keine Beichte.



Leseprobe aus dem Buch „Keine Anzeige in der Zeitung“

An dieser Stelle meiner Erinnerungen ist Gelegenheit, vom Urgroßvater unseres Sohnes zu erzählen, meinem Großvater, dem Stellmacher Hermann Schönfelder. Er hat mein Leben stark geprägt.

Sehe ich heute unseren Sohn Mirko in Arbeitskleidung, er arbeitet in einer Dachdeckerfirma nördlich von Berlin, mit seiner untersetzten Statur und seinem ein wenig wiegenden Gang daherkommen, bin ich an seinen Urgroßvater Hermann erinnert.

In der Hinterhauswohnung meiner Großeltern begann mein Erdendasein. In der schmalen Küche war mein Platz an einem winzigen, niedrigen Tisch, den Großvater mit dem dazugehörigen Schemel, Ritsche genannt, für mich gebaut hatte. Der Hinterhof war nach einer Seite offen. Eine Mauer trennte den Hof von einem Friedhof,

der bestanden war mit hohen, alten Bäumen. In meiner Kindheitserinnerung war dieser Friedhof gewaltig groß und geheimnisvoll. Die Wohnung bestand aus der schmalen Küche, einem Flur, von dem ein ebenso schmales Zimmer abging, mit zwei hintereinanderstehenden Betten. Von dort ging es ins etwas größere Wohnzimmer und in die Schlafkammer der Großeltern, die ein kleines Fenster hatte, mehr eine Fensterluke. Durch sie blickte man direkt auf den Friedhof. In der Erinnerung ist es eine winzige, doch sonnige Behausung mit einem weiten Blick über Gleisanlagen, Lagerschuppen und kleine Fabriken. Der Friedhof schuf diese sonnige Lage und den weiten Blick. Als Kind kam ich nie auf den Gedanken, zu fragen, wie es möglich sein konnte, daß in dieser Wohnung einmal fünf Menschen gelebt hatten, ohne Bad, das Klo eine halbe Treppe tiefer. Warum soll man auf so einen Gedanken kommen, wenn man es nicht anders kennt? Und wenn man sich wohlfühlt dort?

An was erinnere ich mich besonders, denke ich an meinen Großvater Hermann? Er arbeitete als Stellmacher in der Waggonfabrik Linke-Hoffmann. Für mich lag die große Fabrik weit draußen am Rande der Stadt. Großvater ging immer zu Fuß den Weg zur Arbeit, Tag für Tag, bei jedem Wetter, die Henkelflasche mit Gerstenkaffee in der abgewetzten Tasche und die Brotbüchse. War ich später dort in der Berliner Straße, und ich war oft dort, habe ich Großvater von der Arbeit abgeholt. Das Zeichen für mich loszulaufen, war das hohe Sirenengeheul von Linke-Hoffmann, nicht zu überhören, nicht zu verwechseln. Denn es piffen noch andere Fabriken Feierabend. Da lief ich los, die Berliner Straße hinunter, durch die Bahnunterführung, und ich sah die Schornsteine von Linke-Hoffmann auffragen. An der Schraubenfabrik Archimedes trafen wir uns meistens, Großvater und ich. Großvater lief nicht schnell, er hatte einen schweren Arbeitstag hinter sich. Und er freute sich, wenn er mich sah. Das war nur an seinen Au-

gen zu erkennen. Und ich durfte die Tasche tragen. Die Henkelflasche klapperte hin und wieder, wenn sie an die Brotbüchse stieß.

Ich war wohl der Enkel, den Großvater am liebsten hatte. Ich schnitt ihm mit der Haarschneidemaschine die Haare. Nur ich durfte das, und es machte mir Spaß. Er hatte dichtes Haar. Ich schnitt ihm allerlei Muster ins Haar, mal eine Tonsur, mal ein Kreuz und zeigte ihm meine Kunstwerke im Spiegel. Er lächelte nur, ich durfte das, doch am Ende mußte das Haar auf ein paar Millimeter Länge getrimmt sein.

Wir beide hatten eine Tradition, die, wie ich glaube, durchgehalten wurde bis zu seiner schweren Erkrankung. Es war der Ausflug am Ostersonnabend zur Schwedenschanze. Das war ein Hügel jenseits der Oder, der, so erzählt die Überlieferung, irgendwann einmal von Schweden besetzt war, und um den es kriegerische Ereignisse gegeben hatte. Doch das hatte wenig Bedeutung für unseren Ausflug am Ostersonnabend, die Schwedenschanze war eben unser Ziel. Auf dem Weg, noch in der Stadt, kaufte Großvater beim Fleischer einen Ring Knoblauchwurst, beim Bäcker frische Semmeln. In einem Beutel gluckerte die Henkelflasche mit dem Muckefuck. Das alles war bestimmt für unsere Mahlzeit auf der Schwedenschanze, von der man einen weiten Blick über die Oderlandschaft hatte. Mit Heißhunger erwartete ich die Mahlzeit dort oben.

Und wir zogen los und redeten wohl miteinander. Ich hatte viele Fragen und manche wiederholten sich Jahr für Jahr. Großvater erzählte bedächtig, aber nie ausschweifend. Und wir kamen an der gelbgetönten Kaserne vorbei, in der Großvater im Ersten Weltkrieg eingelegen hatte als Landsturmmann. Es kam die Geschichte mit der Gewehrkugel, die an Großvaters Uhrkette baumelte und die er bei dieser Gelegenheit immer zeigte. Und jedesmal betrachtete ich das kleine, spitze Metallstück mit ehrfürchtigem Staunen.

Gleich zu Beginn des Krieges 1914 passierte es. Großvater, nicht mehr ganz jung und doch sofort eingezogen, stürmte in den Ardennen. Oder waren es die Vogesen? Er lag auf dem Bauch im Gewehrfeuer der Franzosen, da zuckte der Schmerz durch seine Schulter. Eine Franzosenkugel war in seine Schulter eingedrungen und in der Achselhöhle steckengeblieben. Das war das Ende von Großvaters direkter Kriegslaufbahn. Aus dem Lazarett entlassen, wurde er zum Landsturm versetzt, bewachte in seiner Heimatstadt Brücken und Magazine, bis der Krieg verloren war.

Die mattglänzende Franzosenkugel erinnerte mich immer an die fernen Kriegsgesehnisse.

Mein Großvater konnte nicht von besonderen Heldentaten berichten, doch in meinen Augen war er ein Held. Weil er die Kugel besaß, die ihn traf, als er gegen die Franzosen stürmte.

Auf diesen Wegen mit meinem Großvater erfuhr ich über seine Kindheit und Jugend in einem Dorf in der Nähe von Breslau, das Tschechnitz hieß und nach 1933 umbenannt wurde in Kraftborn. Neben dem Dorf hatte man ein Kraftwerk gebaut, deshalb dieser so kraftvolle germanische Name.

In Tschechnitz ist Großvater geboren und aufgewachsen. Sein Vater war Maschinist auf dem großen Gut und ein schrecklicher Trinker. Wenn Großvater über ihn sprach, wurde seine Stimme sehr leise. Nein, haßerfüllt war er nicht, doch von einem kalten Zorn erfüllt. War mein Urgroßvater, der Maschinist, betrunken, schlug er seine Kinder, besonders Hermann. Großvater behauptete immer, die regelmäßigen Schläge auf den Kopf hätten seinen Wuchs behindert. Er belegte das mit dem Hinweis, daß seine Söhne Erich und Willi fast einen Kopf größer waren als er. Eine Erlösung für ihn war, als er in die Lehre nach Breslau ging und danach auf Wanderschaft, die ihn bis nach Sachsen führte. In Zwickau diente er die vorgeschriebenen Jahre bei der Infanterie.

Und Großvater erzählte mir vom Tod seines Vaters. In trunkenem Zustand geriet er beim Getreidedrusch mit einem Arm in die Maschine. Der wurde ihm abgerissen und der Mann verblutete.

Ich weiß von meiner Mutter, Großvater hat seine Kinder nie geschlagen. Und er trank nur wenig Alkohol. Und ich erinnere mich an eine Begebenheit, die mich, als sie passierte, in Verlegenheit brachte.

Adolf Hitler kam nach Breslau. Die Straßen vom Flugplatz Gandau, die ins Zentrum führten, waren von Tausenden gesäumt. Auch Großvater war mit mir an die Straße gegangen, hatte nicht viel erklärt. Ich nahm wohl an, er wollte den "Führer" sehen, wie so viele in der Stadt.

Als die Wagenkolonne näher kam, brandete Jubel auf. Die Arme reckten sich zum Hitlergruß, wie eine Welle näherten sich die Heilrufe. Auch ich hob meinen Arm, war begeistert, sollte ich doch mit meinen neun Jahren den Führer sehen, den mein Vater so sehr verehrte. Da spürte ich die Hand meines Großvaters, mit Kraft drückte er langsam meinen Arm nach unten. Ich wußte nicht, wie mir geschah, begriff nicht, was Großvater mit mir tat. Da war die Kolonne schon heran, und ich sah meinen Führer nur ganz kurz, dann waren die schwarzen Mercedes-Wagen vorbei und die Menge zerstreute sich.

Schweigend liefen wir nach Hause. Ich wagte nicht zu fragen.

Viele Jahre nach dem Krieg, nach meiner Rückkehr aus dem Ural, erzählte mir Großmutter, daß Großvater die Nazis nicht mochte. Er hatte vor 1933 immer die Sozialdemokraten gewählt. Doch Großvater tat nichts gegen die Nazis. Er dachte wohl an seine Familie, auch an sich, wie so viele andere. Nur einmal konnte er sich nicht beherrschen, an jenem Tag vor dem Krieg, als Hitler in die Stadt kam.

Ich erinnere mich an Großvaters "Hamsterfahrten" während des Krieges. Ich begleitete ihn oft auf die Dörfer, die er kannte, und zu den Bauern dort. Großvater besorgte sich abgefahrene Autoreifen und fertigte daraus feste Hausschuhe. Das war eine mühselige Arbeit. Ich sehe ihn noch vor mir in der schmalen Küche, im Schein der trüben Gaslampe am Dreibein hocken, mit einem scharfen Messer den Gummi zurechtschneiden.

Dann zogen wir auf die Dörfer. Großvaters Hausschuhe waren begehrt, der Autoreifengummi war unverwüstlich. Wir tauschten gegen die Schuhe Mehl und Eier, auch Butter und manchmal geräucherten Schinken. Ich war dazu ausersehen, die meisten Lebensmittel in die Stadt zu transportieren, hatte meist meine Hitlerjugendklamotten an als Tarnung. Kontrollen gab es, doch wir hatten immer Glück oder waren schlau und vorsichtig. Ich bewunderte Großvater, wie er zäh und unermüdlich auf seine Art für die Familie sorgte.

Eines Tages brach Großvater zusammen, er versuchte noch einmal zur Arbeit zu gehen. Doch es ging nicht mehr. Er nahm schnell ab, wurde bettlägrig. In seiner verschlossenen Art, er wollte nicht zugeben, daß er krank war, erklärte er, daß ein Unfall an seinem Zustand schuld sei. Er war schon Anfang sechzig, als es passierte. Ausgebrannte Güterwaggons mußten von den angekohlten Holzteilen befreit werden. Eine Knochenarbeit mit Brechstange und Beil. Da sei er abgerutscht und vom Waggon gestürzt und habe sich das Schlüsselbein gebrochen. Aber es wird der Krebs gewesen sein oder die Schwindsucht, was ihn niedergestreckt hat.

Wenige Tage vor seinem Tod war ich wieder einmal in der mir so vertrauten Wohnung in der Berliner Straße. Still war es und dunkel, und zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich die Nähe des Todes.

Großvater lag im schmalen Zimmer, im für ihn viel zu großen Bett. Ich sah ihn eine Weile an, und ich wußte, daß er sterben würde. Ich wehrte mich gegen diese Erkenntnis, ich war ein Junge von fünfzehn Jahren und liebte diesen todkranken Mann. Er hatte die Augen geschlossen. Dann mußte er wohl meine Anwesenheit gespürt haben, er schlug die Augen auf. Großvater versuchte zu lächeln, es gelang ihm nur eine klägliche Grimasse. Großmutter bat mich, ihn ins Nebenzimmer zu tragen, sie wollte das Bett frisch beziehen.

Ich zögerte, mußte mich überwinden, noch nie hatte ich einen Sterbenden gesehen. Ich hob ihn hoch, und für mich, den kräftigen Jungen, war er federleicht. Als ich ihn

später zurücktrug in sein Bett im schmalen Zimmer, lächelte er und diesmal gelang es ihm.

Wenige Tage später starb Großvater in der Wohnung im Hinterhaus, in der er viele Jahrzehnte gelebt hatte. Die Beerdigung war auf einem großen Friedhof in der Nähe des Flugplatzes Gandau. Auch die Söhne waren gekommen, die bei Berlin in einem Flugzeugmotorenwerk arbeiteten. Ich weiß nicht mehr, ob ein Priester dabei war. Es wird wohl so gewesen sein.

Mitte der sechziger Jahre, als ich vom polnischen Schriftstellerverband nach Wroclaw eingeladen war, versuchte ich Großvaters Grab zu finden. Es war November, feuchtkaltes Wetter, der weite Friedhof mit den deutschen Gräbern verlassen und öde. Ich versuchte mich zu erinnern, wo die Grabstätte liegt. Ich fand sie nicht mehr. Ein Pole trieb Schafe über den Friedhof ...

So bin ich über das Erinnern an unseren Sohn Mirko, seinen leicht wiegenden Gang, wenn er zur Arbeit geht, auf das Leben und Sterben meines Großvaters Hermann gekommen.

Auszug aus dem Buch, Seite 74 – 82



Inhalt

Vita	3
Werke	3
Bibliographie	4
Leseprobe aus dem Buch „Keine Anzeige in der Zeitung“	5